

Hätte besser laufen können

Angesichts ihres fünfzigsten Jubiläums nahm Joachim C. Fest die Novemberrevolution zum Anlass, um im „Spiegel“ die These zu untermauern, wie wenig die Deutschen mit Revolutionen anfangen könnten. Weder „geköpfte Könige noch erschlagene Gauleiter“, schon gar „keine Straßenschlachten, keinen Bastillesturm oder siegreich durchgestandenen Verfassungskonflikt“ seien Teil des „deutschen Gedächtnisses“. Stattdessen bewahre es „eher geniert“ Erinnerungen an vereinzelte „halbherzige Erhebungen und einen selbstquälerisch wankelmütigen Widerstand“ – „alles in Jammer und Bitternis endend“.

Zu dieser Stimmungslage passte 1968 auch eine Artikelserie in der Zeitschrift „Stern“ von Sebastian Haffner, die im Folgejahr unter dem Titel „Die verrätene Revolution“ als Buch erschienen sollte. Mochte der Publizist die Aufbruchstimmung der Sozialdemokratie in jenem Jahr, als Willy Brandt „mehr Demokratie wagen“ wollte, noch so begrüßen, das Agieren Friedrich Eberts und der tonangebenden Mehrheitssozialdemokratie während der Revolution von 1918/19 verdammt er umso heftiger.

Für Wolfgang Niess gehört die Verrats-These, wie sie Haffner in seiner über Jahrzehnte hinweg am besten verkauften Darstellung zu jener Umbruchzeit formulierte, in das Reich der Legenden. Schon der Untertitel seiner Schrift deutet in eine andere Richtung, ist dort doch von dem „wahren Beginn unserer Demokratie“ die Rede. Optimismus in der Geschichtsdeutung verspricht auch, zumindest auf den ersten Blick, Joachim Käppners Würdigung des langen Herbstes 1918 als „Aufstand für die Freiheit“. Jubiläumstypisches Pathos – Käppner will der Revolution einen Platz in dem „leider wenig besuchten Pantheon“ deutscher Freiheitsbewegungen sichern, Niess sich mit „Dankbarkeit, Stolz und Hochachtung“ an sie erinnern – kann die kritische Grundhaltung der beiden Autoren nur kurzzeitig überblenden.

Wie Haffner sind sie historisch ausgezeichnet geschulte Journalisten. Sie verstehen es zu schreiben und meiden einen schwerfälligen Wissenschaftsjargon. Niess verzichtet ganz auf einen Anmerkungsapparat, Käppner hält ihn schmal. Beide stützen sich vorrangig auf gedruckte Quellen und Forschungsliteratur, die überwiegend einen vor Jahrzehnten festgefahrenen Debattestand dokumentiert. Insoweit sind die zwei Darstellungen sorgfältig gearbeitet und befinden sich auf der Höhe der Zeit. Es fragt sich allerdings, ob es für wirklich neue Synthesen über die deutsche Revolution von 1918/19 zu früh ist. Gewiss, das Zentennarium verlangt gerade jetzt nach ihnen, aber Erkenntnisfortschritte zu dieser Umbruchphase sind rar gesät, nur „zarte Neuansätze“ erkennbar, wie Käppner zu Recht einleitend schreibt. Aus ihrem Dornröschenschlaf ist die Revolutionsforschung erst vor kurzem erwacht. Substantielle Studien beispielsweise zur Kultur-, Intellektuellen-, Medien-, Alltags- oder Regionalgeschichte lassen noch auf sich warten.

Vor diesem Hintergrund ist den beiden Autoren kaum vorzuhalten, dass sie sich vorrangig, ergänzt um Rück-, Aus- und Seitenblicke, auf die politischen Vorgänge in Berlin zwischen dem November 1918 und Januar 1919 konzentrieren. Die Revolution entsprang, so Niess, einer „defensiven Grundhaltung“ und zielte auf die Beendigung des bereits verlorenen Krieges. Meuternde Matrosen verweigerten einen letzten selbstmörderischen Flottengang. Von der Küste aus erfasste der Aufstand in rasantem Tempo Soldaten wie Arbeiter und verbreitete sich im ganzen Land. Bei Niess ist von einer „elementaren Wucht“, bei Käppner von einem „unwiderstehlichen Sog“ die Rede. Das sind Sprachbilder für eine weiterhin erklärungsbedürftige Massendynamik im frühen November 1918, die nur wenige Todesopfer forderte. Die „Revolu-

Die deutsche Revolution wird hundert Jahre alt. Neues hat die Forschung zwar nicht aufzubieten. Aber die gut informierten Darstellungen zweier Journalisten schlagen sich gut und zeigen Spielräume möglicher Interpretationen.



Joachim Käppner: „1918“. Aufstand für die Freiheit. Die Revolution der Besonnenen.

Piper Verlag, München 2017. 524 S., geb., 28,- €.



Wolfgang Niess: „Die Revolution von 1918/19“. Der wahre Beginn unserer Demokratie.

Europa Verlag, München 2017. 463 S., geb., 24,90 €.



Wilhelmshaven, 11. November 1918: Zwei Wochen nach der Meuterei der Matrosen wird der Freiheitssonntag gefeiert. Foto Picture Alliance

Interdisziplinär zu denken war ihr selbstverständlich

Unwiderstehliche Prosa: Ricarda Huchs epochemachende Darstellung der deutschen Romantik, neu aufgelegt in der „Anderen Bibliothek“

Ricarda Huchs Abhandlung über die Romantik ist eines der erstaunlichsten Bücher der Literaturgeschichte und auch der Literaturwissenschaft. 1899 zum größeren Teil zuerst erschienen, wurde es in eine literarische Mitwelt hineingeschrieben, die nur noch über einen auf das Symbol der blauen Blume reduzierten, trivialen Begriff des Romantischen verfügte. Tatsächlich war außer ein paar Gedichten kaum etwas präsent.

Die großen Leistungen der romantischen Dichter und Gelehrten auf den Gebieten der Volksliteratur, der mittelalterlichen Dichtung, der Sprachwissenschaft, Philologie und Hermeneutik, der Naturphilosophie, der Deutung der Malerei der Renaissance, der Shakespeare-Übersetzung oder der vergleichenden europäischen Literaturgeschichte waren unter einer einseitig auf Goethe und Schiller fixierten Germanistik weitgehend in Vergessenheit geraten.

So konnte die Arbeit einer Dichterin zur Begründung einer inzwischen weltweit florierenden umfassenden Romanistikforschung werden, die sich mit Wilhelm Diltheys Schleiermacher-Studien

und dem Novalis-Aufsatz in seinem berühmten Sammelband „Das Erlebnis und die Dichtung“ (1906) erst langsam entwickelte. Die 1864 geborene Ricarda Huch war freilich nicht nur eine Dichterin. Die früh mit souveränem Selbstbewusstsein ausgestattete Kaufmannstochter hatte als eine der ersten deutschen Frauen in Zürich ein Universitätsstudium begonnen, das sie 1892 mit einer Dissertation über die eigenössische Geschichte abschloss. So verfügte sie über die Fähigkeiten zur wissenschaftlichen Arbeit, war aber gleichzeitig frei von den Beschränkungen der positivistisch orientierten zeitgenössischen Germanistik.

Die Konzeption ihrer Studie nimmt vieles bereits auf, was sich im Umkreis Wilhelm Diltheys als geistesgeschichtliche Methode entwickelte, mit ihrem Gegenstand ging sie auf die Ursprünge dieser Betrachtungsweise bei Hegel und den Romantikern zurück. Gleichzeitig aber sondiert Ricarda Huch auch die tieferen Beweggründe der eigenen, mit historischem Denken zeitlessly verflochtenen Dichtung. So besteht die Darstellung nach wie vor durch die

Wechselwirkung von Gegenstand und Methode. Was viel später unter dem Etikett interdisziplinär als besonders fortschrittlich propagiert wurde, erscheint bei Ricarda Huch selbstverständlich. Ihr Spektrum der Romantik umfasst Philologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Medizin, Psychologie, Mythologie, Symbolforschung und nicht zuletzt Politik und Gesellschaftslehre, womit zugleich Aspekte ihrer Konzeption bezeichnet sind. Nachhaltig gewirkt hat auch die geoliterarische Betrachtung der Ausbreitung der romantischen Bewegung von Jena über Berlin, Dresden, Halle, Heidelberg und München nach Wien und Rom.

Eine Neuerung, die zur Lebhaftigkeit der Darstellung erheblich beiträgt, sind die den Werkdeutungen und Nacherzählungen beigegebenen Psychogramme der romantischen Akteure, Wackenroder, Tieck, Novalis, August und Friedrich Schlegel, Brentano, Arnim oder Hoffmann, die von der Überzeugung getragen werden, dass die romantische Dichtung je nicht von der existentiellen Problematik ihrer Urheber abgelöst werden kann. Fast alle Romantiker waren in ihren Augen problematische Existenzen,

die in Liebe, Ehe oder gar Familie, wie sie selbst, wenig Glück hatten.

Der Glutkern der Abhandlung besteht in der Verteidigung der romantischen Ästhetik gegen die bürgerlich-klassizistische Ansprüche der Harmonie und Feierlichkeit der Kunst. Ausgehend von der Programmzeitschrift der Frühromantik „Das Athenäum“ (1798 bis 1800), wird das Fragmentarische und Widersprüchliche der romantischen Kunstkonzeption als adäquater Ausdruck eines Krisenbewusstseins gerechtfertigt. So wird deutlich, dass die moderne Kunst in der Tradition der Romantik steht. Wenn die Dichterin die Romantiker als eine ungestüme jugendliche Bande beschreibt, die furchtlos über eine träge gewordene Väterwelt hereinbricht, so ermuntert sie damit auch die freien Geister ihrer eigenen Zeit. So beschrieb der junge Hugo von Hofmannsthal das Buch als einen „Zauberschlüssel“, der ihm mehr „unterirdische Säle“ aufgesperrt habe, als er zählen könne.

Über viele Einzelheiten ist die Literaturwissenschaft inzwischen hinausgelangt. Die Ausführungen zum Verfall der romantischen Bewegung erliegen dem

Hauptadressat ihrer Kritik ist die Führung der Mehrheitssozialdemokraten, so wenig sie mit Tadel für eine radikale Linke sparen. Während die einen jedoch machtvoll agieren konnten, seien die anderen klein und unbedeutend gewesen. In keinem Verhältnis dazu stand die Bolschewismus-Hysterie jener Tage. Die Ausrufung einer sozialistischen Republik durch Karl Liebknecht wenige Stunden nach Scheidemann vom einstigen Herrschaftssitz der Hohenzollern aus nennt Käppner bestenfalls ein „Schlossgespenst“. Der Großteil der „Revolutionsbewegung“ (ein Begriff, der näher zu begründen wäre) ließ sich schließlich in keiner Weise für bolschewistische Ideen begeistern, hielt dagegen ein großes „Demokratisierungspotential“ bereit, das die federführende Sozialdemokratie nicht zu nutzen verstand.

Damit greifen beide Autoren Überlegungen auf, wie sie die Debatte rund um Handlungsmöglichkeiten und verpasste Chancen der Novemberrevolution ab Ende der siebziger Jahre prägte. Was die Räte in den ersten Monaten nach dem Ersten Weltkrieg mehrheitlich ablehnten, die Übernahme eines sowjetischen Modells, steht außer Frage. Was sie dagegen befürworteten, worin das Verlangen nach „Demokratisierung“ genau bestand, ob und wie Ideen der Räte mit einem parlamentarischen Regierungssystem hätten in Einklang gebracht werden können, das liegt auch bei Käppner und Niess weiter im Halbschatten.

Gleichwohl gelingt es ihnen, ein differenziertes Bild der verschiedenen linken

Gruppierungen zu zeichnen. Binäre Schemen – Anhänger einer kommunistischen Diktatur hier, einer liberal-sozialen Demokratie dort – entsprachen nicht dem bunten Potpourri an Ideen und Bestrebungen, ob in den beiden sozialdemokratischen Parteien oder bei den Revolutionären Obleuten. Andere politische Lager finden dagegen weniger Interesse. So entsteht eine Schiefelage, die spätestens angesichts des Erfolgs der „Weimarer Koalition“ erkennbar wird. Auch wenn sie bereits 1920 wieder zerbrach, hatte sie anfänglich doch große Resonanz im gemäßigten linken und bürgerlich-liberalen Spektrum der Bevölkerung, die eben nicht ausschließlich aus der Arbeiterbewegung bestand.

Mehr Schattierungen weist das Tableau der Akteure wieder auf, sobald die verschiedenen bewaffneten Kräfte während der Revolution in den Blick geraten, von den Freikorps bis zur sagenumwobenen „Volksmarinedivision“, in der Käppner eine „Schutztruppe der Revolution und der Einheitsregierung“ ausmacht. Dies habe die MSPD verkannt, wie sie überhaupt von einer „Furcht vor den eigenen Anhängern“ gekennzeichnet gewesen sei.

Die militärische Machtfrage bildet den Dreh- und Angelpunkt seiner Darstellung. Gleich an mehreren Stellen führt Käppner als die „alles entscheidende Gretchenfrage“ an: „Wie hältst du's mit dem Militär?“ Aus „Mangel an Weitsicht und Selbstbewusstsein“ sei die entscheidende Gelegenheit ausgelassen worden, dem „deutschen Militarismus den Garaus zu machen“ und eine republikanische Armee zu schaffen. Dies habe spätestens ab der Jahreswende 1918/19 blutige Gewalt und „weißen Terror“ begünstigt, mit der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts als Fanal, und sei der eigentliche „Sündenfall“ gewesen. Vieles spricht dafür, in der ausgebliebenen Militärreform, von Niess ebenfalls beklagt, ein zentrales Manko zu erkennen. Antworten auf die Fragen, ob sie ohne weiteres möglich gewesen wäre und welche Auswirkungen sie gehabt hätte, verbleiben indes überwiegend im Reich des Kontrafaktischen. Der oft zum Beleg angeführte Parallelfall Österreich zeigt schließlich, wie wenig es der dort eingeführten „Volkswehr“ gelang, zu einem Heer oberhalb der Parteien aufzusteigen und die Bildung paramilitärischer „Heimwehren“ einzudämmen.

Käppner und Niess gehen unterschiedlich hart mit der Mehrheitssozialdemokratie ins Gericht. Niess fällt ein milderer Urteil, nennt Ebert, dem Käppner immerhin einen „Willen aus Edelstahl“ zuschreibt und schwierige Startbedingungen zugutehält, einen überzeugten Republikaner. Er stellt der Denkfigur der verpassten Chancen jene der ausgebliebenen Katastrophe gegenüber: „Es hätte manches besser laufen können – es hätte aber auch viel schlimmer kommen können.“ Für Käppner hingegen ist der „Aufstand für Frieden und Freiheit ausgerechnet an der SPD gescheitert“, die im Kaiserreich „unter großen Opfern für ebendiese Werte“ gekämpft habe. Auch ohne Übernahme des Verratsvorwurfs, mit größerem Verständnis und weniger Polemik, steckt gerade in Käppners Schrift mehr Haffner, als ihr Autor wohl zugeben mag.

Für die unzweideutige Erzählung von einer demokratischen Grundlegung taugt die Revolution von 1918/19 angesichts dieser beiden kritischen Bestandsaufnahmen nur bedingt. In der Haut des Bundespräsidenten und anderer Festtagsredner möchte man im Herbst 2018 nicht stecken. Es wird aber schon nicht alles in Jammer und Bitternis enden. Ein gehöriges Maß an erinnerungspolitischem Frohmuth dürfen wir erwarten, auch eine hoffentlich wacherüttelte Revolutionsforschung, die nicht gleich im ersten Jahr nach dem runden Geburtstag wieder entschlummern möge. Schließlich hat sie noch viele neue Wege zu erkunden. ALEXANDER GALLUS

Die Dämpfe des Kometen

Andreas Bähr über die Rolle von Himmelszeichen im Dreißigjährigen Krieg

Die Geschichtspublizistik eilt von einem Kriegsjubiläum zum nächsten. Kaum sind die Leser dem Grabenkrieg an der Somme entronnen, befinden sie sich schon in der Dresdner Bombennacht, und weiter geht die Reise zum Massaker von Magdeburg im Jahr 1631. Als besonders erfolgversprechend gelten dicke Bücher, in denen die kriegerische Vergangenheit als potentielle Zukunft erscheint. Herfried Münkler hat das gerade mit einer Monumentalabstrachtung des Dreißigjährigen Krieg vorgeführt (F.A.Z. vom 7. Oktober 2017).

Aber da kann man zum schweren Gepäck mit Gegenwartsbezug ein leichtes Komplement mit umso mehr historischem Tiefgang empfehlen. Der Berliner Historiker Andreas Bähr beschreibt in seinem Buch auf anschauliche Weise, wie der Krieg von damaligen Beobachtern und direkt Betroffenen erlebt und erklärt wurde. Bähr nimmt eine buchstäblich universale Perspektive ein: Er legt dar, wie Zeitgenossen das Geschehen am Himmel mit dem Geschehen auf Erden in Verbindung brachten. In ihren Augen war der Weg in, durch und aus dem Krieg vorgezeichnet in Kometen, Sternen oder Nordlichtern.

Wer in der Schule Schillers Wallenstein gelesen hat, der weiß um die damalige Sternennutzung und ihre fatalen Folgen für einen der größten Kriegspragmatiker. Tatsächlich war der Glaube an die kosmische Dimension des Krieges nicht auf das „einfache Volk“ beschränkt. Im Gegenteil, gera-



Andreas Bähr: „Der grausame Komet“. Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg.

Rowohlt Verlag, Reinbek 2017. 304 S., geb., 19,95 €.

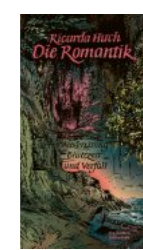
de die avanciertesten Astronomen gehörten zu den eifrigsten Aposteln. Wie Bähr anhand eines reichen Quellenfundus aufzeigt, entwickelten Athanasius Kircher und Johannes Kepler, die man beide als forschende Kriegsflüchtlinge bezeichnen kann, elaboreierte wissenschaftliche Erklärungen für den verheerenden Einfluss der Gestirne auf die Erde.

Kepler zufolge hatte der im Titel des Buches genannte „Winterkomet“, der im Jahr des Kriegsausbruchs von Ende November an für fast zwei Monate mit bloßem Auge erkennbar war, katastrophale Folgen für die Menschen, weil die Erde auf ihrer Umlaufbahn den Orbit des Kometen gekreuzt habe. Kepler bezeichnete die kosmische Kreuzung als „locus infectus“ und berechnete den Zeitpunkt der Ansteckung auf den Anfang Dezember 1618, wenige Tage nachdem der Komet mit seinem schweifigen Schweif am 25. November die Stelle passiert habe. Zu den Konsequenzen der planetarischen Kontamination gehörte für Kepler die tödliche Seuche auf dem Kriegsschauplatz Böhmen, die 1619 unter den kaiserlichen und böhmischen Soldaten wütete. Damit, so der berühmte Astronom, „significirte“ der Komet den Krieg nicht nur, er „efficirte“ ihn direkt.

Ander Beobachter des Kometen bezogen die Himmelserscheinung auf neue Kriegssübel, und als die Kaskade der militärischen Konfrontationen nach drei Jahrzehnten ein offizielles Ende fand, gab es Autoren wie den Jēbnitzer Bürgermeister Joachim Rese, der das gesamte Kriegsgeschehen schon im Winterkometen von 1618 angekündigt sah. Dazu verkürzte Rese die Dauer der Himmelserscheinung im Nachhinein von „etzliche Monath“ auf genau „30 Tage“, wobei jeder Tag als göttliches Zeichen für die bevorstehende Prüfung der irdischen Sünder zu verstehen sei. Rückwärtsgewandte Propheten wie Rese leisteten damit einen kleinen Beitrag dazu, dass der Krieg offiziell als „Dreißigjähriger“ in die Geschichte einging.

Besonders gelungen an Bährs Buch ist, dass seine Protagonisten nicht als ewige Exoten, sondern als janusköpfige Figuren erscheinen, die zugleich in heilsgeschichtlichen und empirischen Kategorien dachten. Kepler ist dafür das beste Beispiel. Seine astronomischen Durchbrüche waren mit seinen astrologischen Ambitionen aufs engste verbunden, und als er 1619 „De cometis libelli tres“ publizierte, präsentierte er neben der kosmologischen Infektionslehre auch neue Berechnungen zur „Bewegung“ der Kometen, mit denen er das astronomische Verständnis der Himmelskörper markant erweiterte.

Im Schlusskapitel über das „Nachleben“ seiner kosmologischen Begriffe deutet schließt Bähr einen Bogen zum Beginn des Ersten Weltkriegs, wo Soldaten im September und Oktober 1914 einen neuen „Kriegskometen“ am Himmel beobachten konnten. Es gab Kommentatoren, die sofort auf den Winterkometen von 1618 verwiesen, und im Jahr darauf verschickten deutsche Frontsoldaten Feldpostkarten, auf denen Christus, der Komet und der Satz stand: „Herr vergieb ihnen!“ Die Kosmologie wurde hier zu einem Instrument der nationalistischen Propaganda: Die Sünder befinden sich allesamt auf der anderen Seite der Front. Der Komet auf der Karte verkündet Gottes Zorn über die Franzosen, denen die mit Pickelhauben geschmückten Gräber im Vordergrund zur Last gelegt werden. Heilsgeschichte fließt in Nationalgeschichte über, und so erhält das Kriegsgeschehen von Neuem einen höheren Sinn. CASPAR HIRSCHI



Ricarda Huch: „Die Romantik“. Ausbreitung, Blütezeit und Verfall.

Die Andere Bibliothek, Berlin 2017. 732 S. geb., 42,- €.